

REVUE INTERNATIONALE D'ETHNOLOGIE ET DE LINGUISTIQUE.
SONDERABDRUCK. **ANTHROPOS** TIRAGE A PART
BAND VII, 1912. TOME VII, 1912.
INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR VÖLKER- U. SPRACHENKUNDE.

Sachen und Wörter

von

Hofrat Prof. Dr. Hugo Schuchardt.

„Anthropos“-Administration: St. Gabriel-Mödling bei Wien, Österreich.

Druck und Verlag der Mechitharisten-Buchdruckerei in Wien, VII.

Sachen und Wörter¹.

Von Hofrat Prof. Dr. HUGO SCHUCHARDT.

I.

Daß Sache und Wort in innigster Beziehung zueinander stehen, ist nie verkannt worden; der einsprachige Ungebildete vereinerleitet sie sogar², und der Name einer Person muß nicht selten sie selbst in ihrer Leiblichkeit vertreten. Andererseits hat man das Band, welches Sache und Wort verknüpft, oft lang ausgezogen und stark verdreht. Doch nicht von alltäglichem Gebrauch oder Mißbrauch habe ich hier zu reden, sondern nur von Lehre und Forschung.

In einer einheitlichen Sprachgemeinschaft ergibt sich die Gleichsetzung von Sache und Wort ohne weiteres. Kommt eine fremde Sprache ins Spiel, so wird übersetzt und dann täuscht man sich zunächst über die mehr oder weniger zahlreichen, meistens aber nicht allzu starken sachlichen Unstimmigkeiten hinweg. Stofflich geordnete Glossare gewähren manche Aufklärung, die in alphabetisch geordneten vermißt wird. W. WACKERNAGEL hat nicht unrecht, wenn er sagt: „Der vorzüglichste Weg, auf welchem das Mittelalter, nicht ohne Glück, den Unterricht in den Sachen mit dem in den Worten gesucht hat, zu vereinigen, war die Abfassung enzyklopädischer Wörterbücher.“ Mit diesem Satze beginnt er die Vorrede zu seiner Ausgabe des *Vocabularius optimus* (14. Jahrhundert) 1847, und aus dessen kurzer Einleitung selbst erscheint mir folgende Stelle der Wiedergabe wert: „Noscitur autem universale per intellectum duobus modis vel quo ad quid nominis vel quo ad quid rei. Quid rei cognoscitur, per eius principia essentialia prius nota. Quid nominis autem noscitur cum apprehenditur quid significatur per nomen dum scilicet significatum dictionis innotessit intellectui.“ In manchen mittelalterlichen Glossaren verrät sich das Bedürfnis nach größerer Deutlichkeit durch mehr oder weniger rohe Skizzen der Gegenstände, bis endlich in dem „*Orbis sensualium pictus* (...*pictura et nomenclatura*)“ des COMENIUS von 1658 das Bild systematisch dem sprachlichen Zweck dienstbar gemacht wurde. Auf diesem Wege sind wir beständig fortgeschritten und unsere Zeit könnte sich in umgekehrtem Sinne wie die ein Jahrtausend frühere als die des Bildersturmes bezeichnen. Die Fibeln, in

¹ Der obige Aufsatz ist eine vollständige Umarbeitung des in der *Rassegna contemporanea* IV, Nov. 1911, unter dem Titel „*Cose e parole*“ veröffentlichten. Grundsätzliche Fragen dieses Gebietes habe ich, seit meinen *Roman. Etymol.* II, 1899, mehrfach behandelt oder gestreift.

² HERM. MÖLLER (Kopenhagen) macht mich auf F. POLLE, „Wie denkt das Volk über die Sprache?“, 1889, S. 27, aufmerksam. Da steht folgende Erzählung. „Ein Österreicher, ein Ungar und ein Italiener streiten über die Vorzüge (Schönheit usw.) ihrer Sprachen. Endlich entscheidet der Österreicher sich dahin: welche Sprache die schönste sei, wolle er dahingestellt sein lassen, aber die deutsche sei ohne Frage die richtigste. ‚Beweis: Sie Ungar, wie nennen Sie den Inhalt dieses Glases?‘ ‚*Viz.*‘ ‚Und Sie, Italiano?‘ ‚*Acqua.*‘ ‚Gut‘, sagte der Österreicher, ‚das wollte ich nur hören. Wir nennen den Inhalt dieses Glases Wasser und wir nennens halt nicht bloß so, sondern es ist auch Wasser.“ Mir hatte diese Erzählung in madjarischer Fassung vorgeschwebt, als ich mich in „*Cose e parole*“ darauf bezog.

denen das Kind den Buchstaben A, die Bilder und Wörter Affe und Apfel miteinander assoziieren lernt, sind schon ein Stück Altertum. Der Anschauungsunterricht hat sich auf die fremden Sprachen erstreckt; die Muttersprache wird dabei als Hemmnis empfunden und, soweit es geht, durch die Sachen oder Abbildungen davon ersetzt, dank hauptsächlich den Bemühungen FELIX FRANKE'S¹. Zugleich hat sich der Bilderschmuck der einsprachigen enzyklopädischen Wörterbücher („enzyklopädisch“ wird gelegentlich durch „Wörter und Sachen“ umschrieben²) in erstaunlicher Weise vermehrt und vervollkommenet³. An erster Stelle steht der Nouveau Larousse; er ist dem Sprachforscher nützlicher als unsere Konversationslexika, indem er ihm weit mehr Sachen zur Anschauung bringt, auch die kleinsten und alltäglichsten, und zwar in ihren verschiedenen Spielarten. Das ethnographische Interesse entwickelte sich natürlich an je entfernteren und abweichenderen Sachen desto stärker; aber die Schilderungen — mochten sie auch mit fremden Ausdrücken ausgestattet sein — hielten sich ziemlich unabhängig von sprachwissenschaftlichem Interesse. Es wurde als eine Neuerung betrachtet, daß B. F. MATHES seinen Wörterbüchern des Makassarischen (1859; 2. 1885) und des Bugischen (1874; siehe Vorrede VII) je einen ethnographischen Atlas als Ergänzung hinzufügte, der sich grundsätzlich z. B. von demjenigen von Mittel-Sumatra nicht unterscheidet, den später (1881) A. L. VAN HASSELT für das Expeditionswerk P. J. VEITH'S herstellte. Die Wörterbücher europäischer Mundarten entbehren noch solcher Atlasse, nur hie und da finden wir ein erläuterndes Bild eingeschaltet. Was uns an und in Wörterbüchern (sowohl Wörtersachenbüchern wie Sachenwörterbüchern) nützt, hat H. TIKTIN in „Wörterbücher der Zukunft“ (Germ.-rom. Monatsschrift 1910, SS. 243 ff.) trefflich auseinandergesetzt.

Stehen nun hier auch überall praktische Ziele im Vordergrund, die Wissenschaft wird immer beteiligt sein; die Beobachtung wird um so sorgfältiger und erschöpfender, die Beschreibung um so klarer und angemessener, je mehr sie von ihrem Geiste durchdrungen sind. Sie erhebt sich aber schließlich über die Tatsachen, um sie in ihrem Zusammenhang zu erkennen; sie offenbart sich als Forschung. Sachforschung und Wortforschung sind nicht immer Hand in Hand gegangen, sie sind aber auch nie wirklich miteinander zerfallen gewesen, sie haben sich stets unter dem Mantel der Philologie zusammengefunden. Seit Anbruch der neueren Sprachwissenschaft sind sie sich einander noch näher gerückt, und zwar ist das vornehmlich der Sachforschung zugute gekommen, doch wiederum in einer bestimmten Richtung, der der „linguistischen Paläontologie“, wie sie von O. SCHRADER u. a. vertreten wird. Die Wortforschung ist gegen die Einwirkungen von der anderen Seite immer noch zu sehr durch die „Lautgesetze“ anästhesiert. Ein Fortschritt im allgemeinen Sinn wird nur dadurch erzielt, daß Sachforschung und Wortforschung, nicht bloß, wenn auch

¹ S. seine Schrift: Die praktische Spracherlernung, 1884, bes. SS. 31 ff.

² So LARIVE und FLEURY, Dictionnaire français illustré des mots et des choses ou Dictionnaire encyclopédique . . ., 1884—1890.

³ Dennoch bleibt das Jahrhundert der Enzyklopädie in der unkünstlerisch sorgfältigen Darstellung der Einzelheiten großenteils unerreicht; aus der Leichtigkeit, mit der die Photographie von allem Besitz zu ergreifen vermag, erwachsen nicht unbeträchtliche Nachteile.

hilfsbereit, nebeneinander stehen, sondern daß sie sich durchdringen, sich miteinander verflechten und zu Ergebnissen zwiefacher Art führen¹. Kurz, das und in „Sachen und Wörtern“ verwandle sich aus einem Additionszeichen in ein Multiplikationszeichen; es entwickle sich eine Sachwortgeschichte². Wie das zu verstehen und wie es zu ermöglichen ist, will ich im folgenden versuchen, darzulegen. Beides ist nicht leicht. Das eine nicht, weil bei der Berührung irgend eines Punktes die ganze Sprachpsychologie und Sprachphilosophie mitzuschwingen scheint, und doch können wir uns nicht damit begnügen, „Bausteine“ zu liefern, in denen nicht schon der Plan des ganzen Baues irgendwie zum Ausdruck käme. Auch eine „Vorarbeit“ — von bloßen Sammlungen abgesehen — soll etwas von der Geschlossenheit einer Arbeit besitzen, ist ja doch umgekehrt jede Arbeit im Grunde eine Vorarbeit. In bezug auf das andere scheint GRAEBNER's Methodik der Ethnologie sich zu empfehlen. Aber in wie bewundernswerter Weise sie auch alles vorsieht, eine vollkommene Hodegetik schließt sie nicht ein. Eine solche gibt es überhaupt nicht. Pfähle und Baken können den Schwimmer vor Verirrung und Gefahren behüten, aber ob er das Ziel erreicht, das hängt nur von seiner eigenen Kraft und Kunst ab. Und das sieht ja GRAEBNER selbst ein und gesteht es ein am Schluß der Einleitung wie am Schluß des Ganzen.

So bleibt es denn das geratenste, den Mittelweg einzuhalten und zunächst nicht allzu spekulativ, schließlich nicht allzu normativ zu sein.

II.

Wie einem Sein oder Geschehen der Satz, so entspricht einer Sache das Wort; nur ist die Beziehung nicht umkehrbar. Ich kann fragen: wie heißt diese Sache? Ich muß fragen: was bedeutet dieses Wort? Die Sache besteht für sich voll und ganz; das Wort nur in Abhängigkeit von der Sache, sonst ist es ein leerer Schall. Die Etikette an einer Pflanze oder an einer Weinflasche kann mich nichts lehren, wenn sie von dem Platze, an dem sie befestigt war, sich verirrt hat; die Pflanze und der Wein sind auch ohne Etikette einer

¹ Rom. Etym. II, S. 77, habe ich gesagt, „daß mir neben dem besonderen Zweck (dieser Arbeit) ein allgemeiner vorschwebte, nämlich der: solche zugleich kultur- und sprachgeschichtliche Studien anzuregen und vorzubilden, für die es an eigentlichen Mustern noch fehlt“. Und ebenda, S. 195, habe ich von meiner immer mehr sich befestigenden Überzeugung gesprochen, „daß die vergleichende romanische Sprachgeschichte als Korrelat eine vergleichende romanische Kulturgeschichte erfordert“. Vgl. MERINGER, Wörter und Sachen, III, S. 23: „SCHUCHARDT . . . ist von der Erkenntnis der Notwendigkeit einer umfassenden sachlichen Bildung des Etymologen noch ebenso weit entfernt als JAK. GRIMM . . .“ S. 40: „Ein wenigstens teilweise neuer Inhalt steckt in ‚Wörter und Sachen‘ erst, wenn man sagt: ‚Der heutige Etymologe muß . . . auch die Sachen kennen‘, ‚ohne Sachwissenschaft keine Sprachwissenschaft mehr‘.“ S. 44: „MEYER-LÜBKE . . . sagt, SCHUCHARDT und ich hätten ganz unabhängig voneinander Wortforschung und Sachforschung verknüpft. Das ist richtig, ich habe aber weit mehr verlangt. Die Sachforschung ist nicht nur ein gelegentliches Hilfsmittel der Etymologie, Sprachforschung ist ohne Sachforschung nicht mehr zu denken.“ Vielleicht meldet sich in dieser Angelegenheit noch der alte VICO zum Worte; FR. MAUTHNER zitiert von ihm (ohne Angabe der Stelle): „ . . . e della storia delle cose si accertasse quella delle lingue.“

² Diese Bildung ist nur ein Notbehelf; der selten gebrauchte Ausdruck Sachwort, sei es für „Substantiv“, sei es für „Neutrum“, wird kaum im Wege stehen.

gründlichen Erkenntnis zugänglich; der Spruch: „Nomina si nescis, perit et cognitio rerum“, von LINNÉ mit gutem Grunde zitiert, gilt nur in einem beschränkten Sinne. Also im Verhältnis zum Wort ist die Sache das Primäre und Feste; das Wort ist an sie geknüpft und bewegt sich um sie herum.

Wir dürfen hier ebensogut von Ding wie von Sache reden; beide deutsche Ausdrücke besitzen gleichen Wert, wenn auch nicht ganz gleiche Gebrauchsweise; der Romane hat dafür nur einen: *cosa, chose*. Sache bezieht sich auf Geschehnisse und Zustände wie auf Gegenstände, auf Unsinnliches wie auf Sinnliches, auf Unwirkliches wie auf Wirkliches. Gegenüber dem Worte *Kentaur* ist die Vorstellung von einem Kentaurer die Sache, wo also Sache in relativem Sinne gebraucht wird. Vorstellungen und Wörter sind stets auch Sachen in absolutem Sinn, demnach das Wort *Kentaur* gleichfalls eine Sache, nicht anders wie das Bild eines Gegenstandes selbst ein Gegenstand ist. Hier bleibt kein Raum für einen Prioritätsstreit, denn es ist selbstverständlich, daß etwas da sein muß, bevor es bezeichnet, benannt, abgebildet, symbolisiert werden kann, mögen auch die Mittel, mit denen das geschieht, vorher anderen Zwecken gedient haben¹.

Nun spielen aber die Vorstellungen bei dem Verhältnis zwischen Sachen und Wörtern nicht bloß eine gelegentliche, sondern eine regelmäßige und notwendige Rolle. Wie zwischen Tatsache und Satz der Gedanke, so steht zwischen Sache und Wort immer die Vorstellung (wofern sie nicht jene mitvertritt), oder wie die Scholastiker des Mittelalters sagten: „Voces significant res mediantibus conceptibus“. Das erweist sich von der größten Wichtigkeit, wenn wir aus der Betrachtung des Ruhezustandes in die der Entwicklung übertreten.

Wiederum erst aus dieser erklärt sich das Bestehen von Synonymen und Homonymen. Es folgt nicht aus dem Wesen der Sprache an sich; als Ideal für eine Weltsprache gilt, daß jedes Wort nur eine Bedeutung, jede Sache nur eine Bezeichnung habe. Jene beiden Ausdrücke brauche ich im weitesten Sinn und sehe bei den Homonymen von der Verschiedenheit des Ursprungs ab, über die ja oft in der einen oder anderen Hinsicht Unklarheit besteht². Der

¹ Vgl. MERINGER, Wörter und Sachen, III, SS. 32 f.: „Zur Frage, was älter sei, das Wort oder die Sache, möchte ich nur sagen, daß sie ebenso schwer zu beantworten ist wie die, was älter sei, die Henne oder das Ei. Nicht einmal bei den Dingen der Natur kann man sagen, die Sache sei älter als das Wort. Wenn der alte Germane vom Himmel und von der Erde sprach, so dachte er Dinge, die nicht vor dem Worte da waren, denn seinem Begriffe von ‚Himmel‘ und ‚Erde‘ entsprach nichts Wirkliches; das, was er sich darunter dachte, . . . existiert überhaupt nicht.“

² Sollen wir z. B. „Geige“, Musikinstrument, und „Geige“, Heustange, als Homonyme oder als das gleiche Wort ansehen? MERINGER, Indog. Forsch., 16, 136, vermag keine Ähnlichkeit zwischen beiden Sachen zu finden. In der Tat stehen die Bezeichnungen nicht in engster Beziehung zueinander; aber doch in entfernterer. Sie sind beide selbständige Ableitungen von dem Verb „geigen“, hin- und herbewegen, welches in den Mundarten mit mannigfachen Bedeutungen, Ableitungen, Lautformen vorkommt. (In meiner thüringischen Heimat sagt man: *gaukel* nicht mit dem Licht, *geikel* nicht mit dem Stuhl.) Daher denn auch thür. *gaken* lang und dünn emporstehen (indem lange dünne Gegenstände, die an dem einen Ende befestigt sind, die Neigung oder Fähigkeit besitzen, mit dem anderen sich hin- und herzubewegen), *Gakel* lang vorstehender Ast, Pfahl und dann unbeholfener langer Mensch, *gahelig* groß und schlank, mit unsicherer Haltung usw.

Klarheit würde freilich am besten gedient sein, wenn wir stets die vieldeutigen Wörter den vielnamigen Sachen gegenüberstellten.

III.

Das Wort „Geschichte“ wird bald auf Stetiges, bald auf Unstetiges bezogen. In beiderlei Sinn bei Gegenständen und lebenden Wesen. So reden wir in ersterem von der Geschichte eines Hauses, eines Pferdes, eines Weinstocks, auch einer Nadel, eines Topfes usw., und zwar in vollem Ernste, nicht etwa wie es in ANDERSEN'Schen Märchen geschieht. Wenn wir jedoch von der Geschichte des Hauses, des Pferdes, des Weinstocks, der Nadel, des Topfes reden, so handelt es sich um unzählige Wiederholungen und Nachahmungen, die allerdings in einer gewissen Ferne den Eindruck der Stetigkeit zu machen vermögen. Richtiger sprächen wir von der Geschichte des Hausbaues, der Pferdezucht, der Weinkultur, der Schmiedekunst, der Töpferei; am richtigsten von der der Bauenden, der Züchtenden, der Pflanzenden, der Schmiedenden, der Töpfernden.

Nur im zweiten Sinne reden wir von der Geschichte eines Wortes. Nicht das einmal gesprochene Wort kann eine Geschichte haben — es verhält ja sofort —, sondern nur das unzählige Male gesprochene, und diese Geschichte ist im Grunde die der Redenden.

So besteht denn, dank der *ἐνέργεια*, welche die *ἔργα* schafft und modelt, eine ganz allgemeine Übereinstimmung zwischen der Geschichte der Sachen und der der Wörter. Wenn sich eine Zigeunerfamilie in einem verfallenen Palast eingenistet, wenn ein Negerhäuptling sich einen Zylinder als Krone auf das Haupt gestülpt hat, wenn eine Neger schöne in dem stark erweiterten Ohrappen eine Konservenbüchse trägt, so gehören diese Dinge nicht zum Kulturbesitz der betreffenden Volksstämme; es sind Fremdsachen, analog den Fremdwörtern; werden sie mit Anpassung an die Bedürfnisse nachgebildet, dann sind es Lehnsachen, analog den Lehnwörtern. Wie zwei Wörter zu einem neuen Worte sich vermischen, so zwei Sachen zu einer neuen Sache, und da solche Mischungen in sehr verschiedenen Verhältnissen auftreten können, so bereiten uns die Filiationen von Sachformen ebenso oft Schwierigkeiten wie die von Wortformen.

— Mag nun auch in solchen Fällen ein bestimmtes Sach- und Wortpaar das gleiche äußere Schicksal haben (gemeinsame Entlehnung u. ä.), so pflegt doch die innere Entwicklung von Sachen und Wörtern keinen wirklichen Parallelismus aufzuweisen. Denkbar wäre es ja allerdings, daß überhaupt das Wort gleichen Schritt mit der Sache hielte, sich ebenso wie diese in seiner Gestalt abänderte und so im Ruhezustande die Sprache sich eng an die Mannigfaltigkeit der Sachen anschmiegte. Und gedacht ist das auch worden, wiederum als weltsprachliches Ziel. Die Wirklichkeit aber sieht ganz anders aus. Wir haben im ganzen vier Arten von Geschichte zu unterscheiden: neben der Geschichte der Sache und der des Wortes, die ich bis jetzt im Auge gehabt habe, die Geschichte der Bezeichnung und die der Bedeutung; die beiden ersteren sind ihrem Wesen nach absolut (doch s. unten S. 834), die beiden letzteren relativ. Wir nehmen nun nicht etwa dieses Vierfache nebeneinander

wahr, sondern in jedem Ruhepunkt deckt sich eine Bezeichnung mit einem Worte und eine Bedeutung mit einer Sache, aber von einem Ruhepunkt zum anderen wechselt eine solche Verbindung. Treten Sachen und Wörter, ganz abgesehen von ihrer selbständigen Entwicklung, zueinander in Beziehung, so müssen wir sie uns unter dem Bilde nicht paralleler, sondern sich kreuzender Linien vorstellen, etwa die Sachen als Ketten- und die Wörter als Einschlußfäden. Um solch verwickeltes Gewebe wieder aufzutrennen, müssen wir mit dem Anfang anfangen, nämlich mit den Sachen, und uns dann erinnern, daß diese nur vermittels der Vorstellungen mit den Wörtern zusammenhängen, zugleich aber festhalten, daß erst die Wörter nach dem Maße der ihnen anhaftenden Durchsichtigkeit uns von den Vorstellungen Kunde geben.

Im Laufe der Zeiten verändert sich entweder eine Sache oder sie bleibt, wenigstens im wesentlichen, unverändert, wenn sie nicht schon von Natur unveränderlich ist. Man sollte erwarten, daß in diesem allgemeinen Sinne die Bezeichnung sich entsprechend verhalte, aber ebenso oft bleibt sie im ersten Falle, verändert sich im zweiten. Das letztere erklärt sich daraus, daß ein und dieselbe Sache von verschiedenen Menschen in ganz verschiedener Weise gesehen und gewertet wird, auch von Zeitgenossen. Zum Teil wirken dabei objektive Ursachen mit, die Umgebung, die Umstände, unter denen sie beobachtet wird; hauptsächlich aber entscheiden die sehr auseinandergehenden Interessen der einzelnen. Man erwäge vor allem die erdrückende Fülle synonymen Pflanzennamen; da wird man leicht erkennen, wie bald die Vergleichung mit anderen Pflanzen, bald der Schönheitssinn, bald der Nützlichkeitsstandpunkt, bald der Aberglaube, bald noch anderes den Ausschlag gibt. Kurz dem einen sticht dieses, dem anderen jenes Merkmal in die Augen, nach dem er dann die Sache benennt. Hiezu kommt noch, daß diese in allen Graden der Deutlichkeit wahrgenommen wird, und daß sogar aus völliger Verschwommenheit Namen hervorgehen, die dann festen Fuß zu fassen vermögen¹. Auch hiefür liefert die Pflanzenwelt die zahlreichsten und auffälligsten Beispiele. Andererseits braucht auch ein vollständiger Umschwung in unserer Erkenntnis einer Sache keinen Bezeichnungswechsel herbeizuführen; so ist es im allgemeinen ohne Einfluß auf die Sprache geblieben, freilich auch auf unsere alltägliche unbefangene Anschauungsweise, daß wir die Sonne nicht mehr als Scheibe, sondern als Kugel kennen².

¹ Ich hatte Rom. Etymol. II, S. 3, auf die „ganz unsicheren oder verschwommenen Vorstellungen“ hingewiesen, die wir aus Mangel an Sachkenntnis mit einer Menge von Wörtern verbinden. MERINGER, W. u. S. III, S. 45, fügt zu dieser von ihm angeführten Stelle hinzu: „SCHUCHARDT hat hier eine Lichtung im Walde gesehen, aber ohne zu merken, daß in dieser Richtung ein langer, gangbarer Weg liegt, auf dem man zu Resultaten kommen kann.“ Die Worte „ohne zu merken“ sind ein Erzeugnis seiner lebhaften Phantasie; ich hatte an jener Stelle durchaus keinen Anlaß und nicht einmal die Möglichkeit, in jener Richtung weiter zu gehen, habe es übrigens bei anderen Gelegenheiten getan, so Bask. u. Rom., SS. 55 ff., Zeitschr. f. rom. Phil. 35, SS. 393 f. Ausfragungen, wie auch MERINGER sie vorgenommen hat (bezüglich der Namen der Körperteile), sind sehr nützlich; nebenbei gesagt, habe auch ich als Kind (und so geht es vielleicht den meisten Kindern) Augenbrauen und Augenwimpern miteinander verwechselt. Über die Verschwommenheit im allgemeinen empfiehlt es sich MARTY'S Sprachphilosophie I (1908), SS. 527—531, nachzulesen.

² Es ist mir nicht gegenwärtig, ob irgendwo das „Sonnenrad“ sich in der Sprache ganz festgesetzt hat. Das Fehlen des betreffenden Ausdrucks beweist aber nicht das Fehlen der Vor-

Nehmen wir nun den anderen Fall: die Sache ändert sich, das Wort dafür bleibt. Das wird geschehen, wenn das Gemeinschaftliche in den wechselnden Gestaltungen der Sache fortdauernd als das Wesentliche gefühlt wird. Oft liegt gänzliche Verschiedenheit vor, so daß eher von Ersetzung als von Umbildung gesprochen werden sollte; aber der Zweck ist der gleiche und er genügt, um das Wort zu halten. Übrigens tritt uns bezüglich der Feststellung der Tatsache selbst eine Schwierigkeit entgegen. Die alte Bezeichnung lebt fort und wird allgemein gebraucht, aber im Grunde nur als Gattungsname, ohne daß wir der Ausdrücke für Art, Unterart, Spielart, bis zum Individuellen herab ermangelten. Diese stufen sich wiederum in formaler Beziehung ab: wir haben Stammwörter, Wörter mit bedeutsamem Affix, Zusammensetzungen, Verbindungen des Substantivs mit dem Adjektiv usw. bis zu einer erschöpfenden Aufzählung der einzelnen Merkmale.

Wie und wann sich eine neue Bezeichnung an die Stelle der alten, zunächst neben sie setzt, läßt sich gründlich nur an den einzelnen Fällen erörtern, ohne weiteres aber die in allen Fällen zugrunde liegende Ursache feststellen: das individuell gefühlte Bedürfnis. Ich mag damit wiederum eine Selbstverständlichkeit gesagt haben, aber sicherlich ist sie bisher im allgemeinen nicht einbekannt worden¹. Das Wort Bedürfnis ist natürlich im weitesten Sinne zu verstehen; es kann von der allerverschiedensten Art sein, es kann sich auf Angemessenheit, Deutlichkeit, Bequemlichkeit, Kürze, Wirksamkeit usw. richten — kurz, es genügt, daß die neue Bezeichnung in irgend einem Punkte der bisherigen überlegen sei. In den Mitteln, welche für sie verwendet werden, besteht zwischen der Neubezeichnung von Altem und der Bezeichnung von Neuem gar kein Unterschied, da ja alles Neue in einem gewissen Sinne Altes ist oder doch Altes fortsetzt und wiederum das Alte sich uns stets in neuem Gewande vorstellt.

Statt von Bezeichnungswandel, spricht man fast immer von Bedeutungswandel. Es ist richtig, beides besagt im Grunde dasselbe, nur daß dieses von entgegengesetzten Seiten angeschaut wird, einmal von der Sache, das andere Mal vom Worte aus. Im ersteren Falle ist die Richtung unseres Blickes auch

stellung, wie E. STEPHAN, Südseekunst, S. 65, anzunehmen scheint: „Daß es sich nicht um das weit verbreitete ‚Sonnenrad‘ handelt, geht daraus hervor, daß die Leute von Matupi [Neupommern] die Schnitzerei *mata na kéake* das Auge des Tages nennen und Räder höchstens seit 20 Jahren kennen“ [der letztere Grund ist triftig]. Die angeführte Bezeichnung der Sonne ist jung; sie stammt aus dem malaiischen Kreis; mal. *mata-hāri* (entsprechend makassarisch usw.) bedeutet „Auge des Tages“, aber *hāri* Tag, selbst ursprünglich „Sonne“. Überhaupt ist „Sonne“ für „Tag“ sehr verbreitet, ebenso wie „Mond“ für „Monat“. Das erzeugt die Neigung aus dem alten Worte ein neues für den Himmelskörper abzuleiten; so gehört bask. *eguzki*, *iguzki* Sonne, zu *egun* Tag und ließe sich unserem *Tagesgestirn* u. ä. vergleichen, wenn es nicht eher eine ähnliche Verlängerung von *egun* in dem erloschenen Sinne von „Sonne“ wäre, wie ein gallo-romanisches *soliculus* von *sol*. Das sinnfälligere „Mondschein“ für „Mond“ ist ebenfalls beliebt; port. *luar* Mondschein, vertritt in portugiesischem Kreolisch das eigentliche Wort für „Mond“: *lua*, und eben lese ich in einem steirischen Gedicht: „hod scha s *Māscha* schē gscheind“ (hat schon der Mond schön geschienen).

¹ Das Bedürfnis nach einer neuen Bezeichnung wird allerdings zuweilen als Ursache des Bedeutungswandels angeführt, aber nur als besonderer Fall, z. B. von R. THOMAS (s. JABERG, Zeitschr. f. rom. Phil. 25, S. 581).

die des Vorgangs; von Wort zur Sache besteht kein Vorgang, hier haben wir nur ein Verhältnis vor uns. Denn an das Wort knüpft sich kein Bedürfnis nach Neuerung. Ich sehe eine Flasche vor mir; ich suche nach einem kurzen und schlagenden Ausdruck für ihren oberen verengten Teil; wie mich die ganze Flasche an die menschliche Gestalt erinnert (in vorgeschichtlichen Darstellungen erscheint diese umgekehrt wie eine Flasche), so insbesondere jener Teil als Hals; ich nenne ihn darum Hals. Habe ich etwa nach einer neuen Bedeutung für Hals gesucht? Dergleichen wäre doch nur in einem Jeu d'esprit denkbar. Aber die Bezeichnungsvermehrung, die der Redende vornimmt, empfindet der Hörende als Bedeutungserweiterung. Wir dürfen uns diese nicht unter dem Bilde eines in sich wachsenden und dann seine Ufer überschreitenden Wassers vorstellen, sondern eines solchen, das erst eine entstandene Erdvertiefung ausfüllt¹.

Wie die Sache gegenüber dem Wort, das Sprechen gegenüber dem Verstehen das Primäre ist, so auch die Bezeichnung in allen ihren Phänomenen gegenüber der Bedeutung. Die Doppelköpfigkeit der Sprache tritt hier und überall hervor und ihr muß Rechnung getragen werden. Das Studium der Bezeichnung ist aus seinem Schatten hervorzuziehen²; die zahlreichen, umfassenden und tiefgehenden Untersuchungen über den Bedeutungswandel bleiben in ihrem Werte und mit ihren Ergebnissen unversehrt, nur werden in gewissen Zusammenhängen sozusagen Transpositionen erheischt.

Ich habe oben gesagt, daß die Geschichte der Sache und die des Wortes ihrem Wesen nach absolut seien; doch gilt es von der letzteren tatsächlich nur mit einer ansehnlichen Einschränkung. Die Lautgestalt des einen Wortes wird nämlich oft durch die eines anderen beeinflusst, indem die Bedeutung vermittelt („Volksetymologie“ im weitesten Sinne), das braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Bei der Sache als dem Primären dürften wir zwar ein Entsprechendes nicht erwarten; aber insofern sie, wie ja immer das Wort, von der menschlichen Energie abhängt, ist es denkbar und in einzelnen Fällen auch wirklich. Dann vermittelt die Bezeichnung; die Sache paßt sich ihr an. In dem Worte Pfeifenkopf fühlt man Kopf als gleichbedeutend mit Haupt und gestaltet diesen Hauptteil der Pfeife gern als menschlichen Kopf. Oder es wird eine schon bestehende Beziehung nur stärker hervorgehoben. Ein Hausgerät wird Feuerbock genannt, weil es an einen Bock erinnert; und

¹ Bei WUNDT, Völkerpsychologie², I, II, S. 519, heißt es: „Betrachtet man den Vorgang unter dem Gesichtspunkt der veränderten Anwendung des assoziierten Wortes, so erscheint er . . . als Bedeutungswandel; betrachtet man ihn unter dem Gesichtspunkt der Veränderung der übrigen Vorstellungsinhalte, so erscheint er als Begriffsübertragung.“ Ich gedenke an einem anderen Ort meine Stellung zu WUNDT eingehend auseinanderzusetzen. — FR. SARCEY, *Le mot et la chose* (1862, 6. 1900), S. 3, führt einen Bedeutungswandel unter diesem Vergleich vor: *L'étiquette est restée la même, la liqueur du vase a changé.* Er hätte statt „étiquette“ sagen sollen „mot“; geblieben ist das Wort in absolutem Sinne, nicht geblieben ist es in seiner Beziehung auf die Sache oder Vorstellung, nicht als Bezeichnung.

² Wie in bezug auf die Sachen, so gilt dies in bezug auf Geschehnisse und Zustände. Wollen wir wirklich in das Wesen einer Mundart eindringen, so müssen wir nicht nur fragen: was für ein Gerät, Werkzeug usw. ist gemeint? sondern um was pflegt sich die Unterhaltung zu drehen? oder von was kann überhaupt geredet werden? Oft finden wir einen sehr beschränkten, aber um so eigenartigeren Gesprächsstoff.

dann wird diese Tierähnlichkeit weiter ausgebildet¹. Der Entstehung nach gehören die redenden Wappen hierher; nur sind sie selbst Symbole, keine selbständigen Sachen.

IV.

Die Darlegung der Grundverhältnisse von „Sachen und Wörtern“ bildet zugleich den wesentlichsten Teil einer Methodik für dieses Forschungsgebiet; sie lehrt uns den Boden kennen, auf dem wir uns zu bewegen haben. Welche Einzelwege wir einzuschlagen haben, das unterliegt Erwägungen allgemeinerer Art, die wiederum, wie ich schon früher betont habe, größtenteils aus individueller Kraft zur Entscheidung gebracht werden. Dieses schon deshalb, weil die Vorgänge, die zu untersuchen sind, selbst mehr oder weniger individuelles Gepräge tragen, nämlich zwar alle Gemeinsames besitzen, jeder aber auch sein Besonderes, so daß sie mit irgend welchen aufgestellten Gesetzen nicht restlos bewältigt werden können. Mögen wir absolute Bestimmungen zu treffen haben (wie über die Zulässigkeit einer Analogie oder die Abschätzung von Assoziationsfähigkeit) oder relative (wie über den Wert einander widerstreitender Beweismittel), von einem eigentlichen Messen oder Wägen ist nicht die Rede. Kaum läßt sich eine allgemeine mathematische Vorschrift geben, wie die, daß eine Folge hypothetischer Stufen oder Übergänge um so mehr an Wahrscheinlichkeit verliert, je mehr sie sich ausdehnt. Viele meinen in der Tat, daß, wenn jedes Glied gleich wahrscheinlich sei, auch die Summe aller denselben Grad von Wahrscheinlichkeit besitzen müsse (während doch schon nach zweimaliger Wiederholung der Bruch $\frac{3}{4}$ unter $\frac{1}{2}$ herabsinkt).

Daraus ergibt sich, daß unsere Hauptaufgabe nicht sowohl in möglichst scharfsinnigen Folgerungen liegt, als in der Feststellung von möglichst vielen verwendbaren Tatsachen. Wenn wir nicht über eine gewisse Zubereitung der Gänseleber bei den Alten oder doch irgend eine ähnliche Küchenraffiniertheit unterrichtet wären, würden wir die romanischen Wörter für „Leber“ nicht deuten können. Aber diese Wörter werfen nun wieder Licht auf die kulturelle Bedeutung der Sache. Wir wissen, daß die gezähnte Sichel einst weit verbreitet war; entsprechende Ausdrücke für „mähen“ bestätigen es uns dann für romanische Gebiete, und hier zeigt sich die Verbindung von Sach- und Wortgeographie besonders lehrreich. Nicht selten ist das alte Wort für eine Sache geblieben und deren Veränderung durch einen eigentlich widersprechenden Zusatz angezeigt worden: Silbergulden, Wachszündhölzchen. Aus dem letzteren ließe sich, wenn es keine wirklichen Zündhölzchen mehr gäbe und wir nichts mehr von ihnen wüßten, auf ihr einstiges Vorhandensein schließen. Weit schwieriger wäre es, den Vorläufer des Zündhölzchens, den Feuerstahl, aus einer völligen Vergessenheit wieder aufleben zu lassen als Mittelstufe zwischen

¹ MERINGER, W. u. S., III, S. 46, meint, daß hier die bildende Kunst die Metapher der Sprache in den Raum übertragen habe. Das kann ich keinesfalls für das andere Beispiel gelten lassen, das er anführt. Wenn das Kirchenpult die Gestalt eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln bekam, so nicht deshalb, weil es franz. *aigle* heißt; sondern es heißt *aigle* (südfranz. *aiglo-pupitre*), weil es diese Gestalt hat, und es bekam sie deshalb, weil der fliegende Adler das Sinnbild des Evangelisten Johannes war (s. DU CANGE, s. v. *aquila*).

dem Nußband (einem Schlossergerät, franz. *briquet*) und dem Zündhölzchen (piem. *brichet*)¹.

Eine ins einzelne gehende Methodik würde außerordentlich viele Belege erfordern und sie würden größtenteils schwer aus ihren Zusammenhängen herauszuschälen sein. Somit empfiehlt sich die Ablösung der „Grammatik“, ich meine die systematische Darstellung, durch die Chrestomathie. Hier hat natürlich eine solche nicht Platz; doch sei es mir gestattet, zum Schlusse aus den beiden Hauptuntersuchungen, die meine akademische Abhandlung von 1899 ausfüllen², das wesentlichste in etwas neuer Beleuchtung herauszuheben, und zwar deshalb, weil man sie in methodischer Hinsicht vielleicht etwas zu niedrig eingeschätzt hat³.

Die erste behandelt die Nachkommenschaft des lat. *cochlea*. Im Romanischen sind eine Menge von Sachen als „Schnecke“ oder vielmehr „Schneckenhaus“ bezeichnet worden, indem sie einem solchen seiner konkaven oder konvexen Seite nach ähneln und wiederum in der kegelförmigen Gestalt oder der geschlängelten Abteilung: Schale, Scherbe — Gipfel, Haufen, Getreideschober, Zapfen, Blase — Spindelende, Spund, Haarlocke usw. Das was der Schnecke in allem am nächsten steht, die Muschel, zeigt natürlich am ersten die Neigung, ihren Namen anzunehmen. Wenn dann aber von wirklich außerordentlich verschiedenen Punkten diese Sternfahrt angetreten wurde, so lag das zu nicht geringem Teil an der Anziehungskraft, die von der Lautgestalt des Wortes ausging. In dieser Hinsicht kann sich z. B. unser Schnecke oder engl. *snail* nicht im entferntesten mit *cochlea* oder vielmehr dem daraus früh latinisierten *coccula* messen, das sich mit Wörtern mehr oder weniger ähnlicher Bedeutung (*concha*, *coccum* usw.) vergesellschaftete und so seinen Einfluß verstärkte. Der Reichtum an Wortformen entspricht dem Reichtum an Bedeutungen; sie verknüpfen sich zu einem festen Gewebe. In der Nachbildung, die der Forscher davon gibt, mag manches abzutrennen und auszubessern sein; aber Laut und Sinn stützen hier einander auf das Mannigfachste; auch finden die Bedeutungsübergänge ersten oder zweiten oder weiteren Grades (wie Schnecke — Locke, Schnecke — Scherbe — Kopf usw.) in anderen Wortgruppen ihre Bestätigung. Demnach sollte die Einbeziehung deutscher Wörter, wie Kuchen,

¹ Auch kalabr. *báttaru* Zündhölzchen, setzt die Erinnerung an den Feuerstahl voraus, ohne daß es mir in dieser Bedeutung, die dem piem. Worte noch eignet, nachweisbar wäre. Es hat sich übrigens bei *brichet* wohl der Anklang an südfranz. *brouqueto* Zündhölzchen (eigentlich Halmchen u. ä.) betätigt.

² Sie haben in den folgenden Jahrgängen der Zeitschr. f. rom. Phil. beträchtliche Ergänzungen erfahren.

³ Es ist möglich, daß meine Absicht, Vorbilder für zugleich kultur- und sprachgeschichtliche Studien zu liefern (s. oben S. 829, Anm. 1), vermessen war, und ich habe nichts gegen MERINGER, W. u. S. III, S. 41, einzuwenden, wenn er sagt, meine Arbeit habe auf ihn keinerlei bestimmenden Eindruck gemacht. „Sie ist auch ganz anderer Art: am allerwenigsten konnte ich aus ihr das lernen, was in ihr nicht enthalten war.“ Wenn er aber vorher sagt: „Dagegen, daß er [nämlich ich] seine Rom. Etym. II gewissermaßen als mein Vorbild betrachtet, muß ich mich verwahren“, so muß ich mich gegen die Behauptung verwahren, daß ich mich je irgendwie in diesem Sinne geäußert habe. MERINGER's lebhaftes Phantasie hat ihn dazu verführt, Dinge zu sehen, die nicht da sind.

Kugel, Krug, Glocke in diesen Kreis nicht ohne gründliche Prüfung abgelehnt werden. Die Sachen werden mitten in die etymologische Untersuchung hineingerückt; sie dienen nicht wie früher, nur aushilfsweise und je unvollkommener die paar Zeichnungen von Spindeln und Trampen sind, ein um so lebhafteres Bedürfnis bildlicher Erläuterung werden sie bezeugen. Wie vermöchte man zu erklären, daß die „Schnecke“ zur Bedeutung von „Kerbe“ gelangt ist, ohne zu wissen, daß eine von den verschiedenen Arten des oberen Spindelendes in einer oberflächlichen Spiralkerbe besteht, eine andere in einer kreisförmigen Kerbe, eine dritte endlich in einem tiefen einseitigen Einschnitt (hakenförmiges Ende!), der uns zur Kerbe des Pfeils usw. führt? Durch die Wörter werden wiederum Beschaffenheit, Alter, Verbreitung der Sachen erhellt, vor allem auch ihre Bewertung. In dem Geiste derer, die diese Bezeichnungen aufbrachten, nahm die Schnecke gewiß einen weit geringeren Raum ein, als im Geiste derer, die uns die Kjökkenmöddinger hinterlassen haben, aber jedenfalls einen größeren als bei den Heutigen, mögen sie Schneckenesser sein oder nicht und dazu stimmen gewisse abergläubische Vorstellungen, die sich mit der Schnecke verbanden.

Die andere ausführlichere Untersuchung verläuft in umgekehrter Richtung; sie geht nicht von homonymen Bedeutungen, sondern von synonymen Bezeichnungen aus und hat den Ursprung des roman. *trouver* usw. zum Ziel. „Finden“ ist von zweierlei Art, je nachdem es sich auf Gesuchtes oder auf Ungesuchtes bezieht. Im ersteren Fall ist es das perfektive Verb zum imperfektiven „suchen“: es verhält sich zu ihm wie ergreifen, erhaschen, erlangen usw. zu greifen, haschen, langen usw.; es hätte dafür ersuchen gesagt werden können, das ja in der älteren Sprache dieser Bedeutung nahekommt. Suchen kann im Sinne von finden stehen (such es = find es). Welches nun ist das gewöhnlichste Suchen, das eigentlich gewerbsmäßige? Das Suchen nach Wild zu Land und zu Wasser, das Jagen und Fischen, und so sind denn Verallgemeinerungen wie diese uns ganz geläufig: „er hat eine gute Stelle erjagt, er hat sich eine reiche Erbin gefischt“. Daher auch solche lat. und roman. Ausdrücke für „finden“ wie *indagare*, *investigare*, *captare*, *afflare* (wittern) und endlich *turbare* eig. aufstören, auftreiben zum imperf. *turbare* stören, treiben (das Vieh treiben: sard. *truvere*). Daß *turbare* insbesondere vom Treiben der Fische (istr. *inturba i piši*) in die Netze gebraucht wurde, dafür zeugen **turbula* Treibnetz, **turbulare* pulsen, mit der Trampe arbeiten, und für die ganze Bedeutungsentwicklung parallele innerhalb anderer Wortgruppen. Ich habe den hierauf bezüglichen Abschnitt aus der Fischerei so gründlich dargestellt, wie mir nur möglich war; und seither habe ich mich immer mehr von der Wichtigkeit und dem Umfang des Pulsens in früherer Zeit und auch noch in heutiger überzeugen können¹.

¹ MERINGER betrachtet meine Etymologie von *trouver* als eine „luftige“, weil er sie in trübem Lichte sieht: „daß *trüben* zum Sinne von „finden“ gekommen wäre, wogegen sich alle mit „trüben“ verbundenen Ideenassoziationen gesträubt hätten, das ist mir doch zu unwahrscheinlich“ (W. u. S. III, S. 55). Aufmerksames Lesen kann durch keine noch so lebhaft Phantasie ersetzt werden oder vielmehr nur mit mehr oder minder schädlichem Erfolg. MERINGER hatte eine Äußerung von mir (Z. f. rom. Phil., 1910, S. 258, Anm.) völlig mißverstanden und mir deshalb

Nachschrift.

Begreiflicherweise werden Grundsätze, Verfahren, Belege für die Sachwortforschung zunächst und am besten auf solchen Gebieten gewonnen und erprobt, welche Entwicklungen von langer Dauer in geschichtlichem Lichte zeigen. Also hauptsächlich in den romanischen Ländern und vor allem wiederum in Italien. Wenn aber bisher auch Pompejis Hausgerät nicht lebhafteres Interesse für das heutige zu erwecken vermochte, so lag das daran, daß die alte und neue Kunst Italiens den Blick der Fremden wie der Einheimischen in zu hoher Richtung hielt. Zu nachdrücklicher Beobachtung und Sammlung volkstümlicher Gegenstände regte hier wie auch anderswo in Europa die nähere Bekanntschaft mit den ungeschichtlichen Volksstämmen der anderen Weltteile an¹. Und auch da, wo die Erlernung der literaturlosen Sprachen die Hauptsache bildet, wird die Aufmerksamkeit in zwingender Weise auf den damit verbundenen Kulturbesitz hingelenkt. Die geistlichen und weltlichen Pioniere können gar nicht anders als Sachen und Wörter im engsten Zusammenhang studieren, nur gehen sie allerdings aus dem Bereiche der praktischen Bedürfnisse meistens nicht hinaus.

Welche Anregungen aus solchen natürlichen Anfängen zu entspringen vermögen, das ermißt man sogar in der heimischen Studierstube, wie z. B. ich selbst, da mich gleichzeitig mit der Abfassung des obigen Aufsatzes die Durchsicht mittelafrikanischer Wortsammlungen (von BARTH, EMIN-BEY, SCHWEINFURTH, JUNKER u. a.) beschäftigte. Aus ihnen, die auf die Frage antworten: wie heißt eine Sache in den verschiedenen Sprachen?, erfährt man unmittelbar vieles, was aus den Wörterbüchern, die uns die Bedeutungen der Wörter in einer bestimmten Sprache angeben, nur mit Mühe zu ermitteln wäre oder auch gar nicht. Wichtig nämlich ist es auch, diejenigen Sachen zu kennen, welche, ob Natur-, ob Kunsterzeugnisse, unbezeichnet bleiben, mögen sie an Ort und Stelle überhaupt nicht vorhanden oder nur unbeachtet sein. Die Verbreitung der Wörter wird uns auf diesem Wege viel sicherer vor Augen geführt und zugleich die Erkenntnis der Entlehnungen erleichtert, z. B. die des arabischen Wortes für „Nadel“, das sich an sehr weit voneinander entfernten Punkten Mittel- und Nordafrikas findet².

vorgeworfen, daß ich mich an fremdem Eigentum vergriffen hätte, mich auch bei dieser Gelegenheit mit weiteren Pfeilschüssen und Nadelstichen bedacht (W. u. S. III, SS. 23—56 verstreut). Ich habe mich dagegen in einem Flugblatt verteidigt. Hierauf erklärte MERINGER in der Grazer „Tagespost“ vom 18. Oktober 1911: „(es) ist klar, daß ich eine Stelle in einer Schrift H. SCHUCHARDT's mißverstanden habe und daß, da mir SCHUCHARDT der kompetente Interpret seiner Worte ist [jene Worte bedurften meiner Interpretation gar nicht], meiner Polemik gegen ihn der Boden entzogen ist.“ Es wäre unbedingt seine Pflicht gewesen, eine entsprechende Erklärung im nächsten Hefte jener Zeitschrift zu veröffentlichen und so das ungünstige Bild, das er von mir ihren Lesern entworfen hatte, zu retouchieren; denn diese Leser sind doch nur zum kleinsten Teil auch Leser der „Tagespost“. Er hat es nicht getan.

¹ L. LORIA, der Gründer des Zentralmuseums für italienische Ethnographie, der in seiner Jugend unter den Papua gelebt hatte, legte sich die Frage vor: „perchè andiamo tanto lontano a studiare gli usi e i costumi dei popoli, se ancora non conosciamo quelli dei nostri, connazionali . . .?“ (Rassegna contemporanea III, Nr. 7).

² S. WZKM, 26, S. 14; vgl. die Wörter für „Schatten“, ebd. S. 40.

Über Bogen und Pfeil in Afrika sind wir durch RATZEL, WEULE, FROBENIUS u. a. gut unterrichtet; ließe sich die ungemaine Mannigfaltigkeit der Ausdrücke dafür nicht irgendwie in Einklang damit bringen? Manche dieser Wörter scheinen weite Sprünge gemacht zu haben. Gehören nub. *tuṅgur*, soṅṅai *toṅgo*, šilluk *o-tum*, bari, dinka *dañ*, latuka *na-rañ*, gobbú *n-tò*, bantu *ta*, ewe *da*, Bogen, auch dem Laute nach alle zusammen? Vgl. kredž *gebbē*, momvú *ěbé* zu hausa *kibija*; maigo-mundú *kǐzǎ* zu bagrimma *kese*; barambo *kurrǎ* zu ful *kural*, alle mit der Bedeutung Pfeil. Oft stimmen auch die Bezeichnungen des Pfeils in der einen Sprache mit der des Bogens in der anderen überein, so maigo-mundú *kǐzǎ* mit madi (JUNKER) *aggázǎ*; šilluk *o-téro*, *a-táro* mit kale *itárǔ*, maigo-mundú *dērě*; latuka *áuvva* mit golo *kúvva*; madi *pagillō* mit hausa *baka*. Das läßt sich damit erklären, daß zuweilen in der gleichen Sprache die Ausdrücke für beides miteinander mehr oder weniger deutlich zusammenhängen, so bagrimma *gindele-kese* Bogen und *kese* Pfeil; musuk *edil nauí baráú* Bogen und *barau* Pfeil; momvú *sábbǎ* Bogen und *ěbé* Pfeil; ful *kirial* Bogen und *kural* Pfeil. Im allgemeinen sind die Namen für Bogen und Pfeil, trotz der engen Zusammengehörigkeit der Sachen, nicht Hand in Hand gewandert; nur bei ganz naher Verwandtschaft weisen die Sprachen Gleichheit der Paare auf, so nandi *kwang* (*kwañ?*) — *kôto*, suk *kwoañ* — *kôtat* (dieses durch den Artikel *-t* als Lehnwort aus dem Nandi gekennzeichnet). Aber beide Sprachen oder vielmehr Mundarten weichen wiederum ab in der Bezeichnung jenes Pfeiles, der bei dem auch von den Masai geübten eigentümlichen Aderlaß des Viehes gebraucht wird: *loñno* — *tērema*. Wie immer eine solche Nebeneinanderstellung der Sachen und der Wörter ausfallen mag, sie wird nie, auch nicht im ungünstigsten Falle, dem der vorwiegenden Unstimmigkeit, verfehlen, lehrreich zu sein.

